

Werner Ross

Gedanken zur auswärtigen Kulturpolitik

Die Fragen beginnen schon beim Namen: auswärtige Kulturpolitik. Dieter Sattler, von 1958 bis 1966 Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes und jetzt deutscher Botschafter beim Heiligen Stuhl, zugleich der kräftigste Förderer und Verfechter dieser besonderen Form politischer Tätigkeit in der Bundesrepublik, hat versucht, die gängige Bezeichnung durch die Umkehrung „kulturelle Außenpolitik“ zu ersetzen. Damit sollte der Vermutung entgegengetreten werden, es gebe so etwas wie einen übergeordneten Begriff von Kulturpolitik, der nach den Anwendungsbereichen Inland oder Ausland zu unterscheiden sei. Gleichzeitig sollte die Umbenennung unterstreichen, daß diese Form der Außenpolitik gleichrangig neben ihren älteren Schwestern stehe: der „klassischen“ Macht-, Militär- und Bündnispolitik und der seit langem etablierten Wirtschaftspolitik.

Eine dritte Bühne der Außenpolitik also, nicht ein zweiter Schauplatz der Kulturpolitik. Der erste flüchtige Blick scheint den scharfen Trennungsstrich zu bestätigen. Was landläufig unter „Kulturpolitik“ ohne das Spezifikum „auswärtig“ verstanden wird, ist: Handhabung, Ausbau, Reform des Bildungs- und Erziehungswesens. Schon die Förderung der Theater, der Filmwirtschaft, der Akademien, die Aussetzung von Preisen, die Veranstaltung von Ausstellungen wird in der Regel nicht unter dem Oberbegriff Kulturpolitik subsumiert. Diese Bereiche sind offensichtlich so sehr Sache der Routine und der Ressorts, der unübersehbar zahlreichen Instanzen von Stadt, Land, Kirchen, Verbänden, daß es sich nicht lohnt, politische Kategorien dafür zu mobilisieren. Umgekehrt scheint die sogenannte auswärtige Kulturpolitik mit dem Erziehungswesen am wenigsten zu schaffen zu haben (zum mindesten entzieht es sich im Ausland irgendeiner inländischen Kompetenz), dafür um so mehr mit den vielfältigen Darbietungen der Künste, mit der „Schauseite“ der Kultur.

Auswärtige Kulturpolitik oder kulturelle Außenpolitik?

Man könnte von diesem Punkt aus weitergehen, fragen, ob es sich wirklich um wesentlich Verschiedenes oder nur zufällig Auseinandertretendes handle, also ins Grundsätzliche hinabsteigen. Wir wollen einen anderen Weg versuchen: die Demonstration am Beispiel. Was wir untersuchen wollen, ist das Ineingreifen der verschiedenen politischen Wirkungsmöglichkeiten. Wie sieht das Spiel auf den drei Bühnen aus? Un-

ser Musterfall sei *Indien*. Zunächst also die „klassische“, die reine Politik. Indien ist „blockfrei“, seine erklärte Politik die des „non-alignment“. Aber die Blockfreiheit verbirgt eine potentielle Allianz: die Sympathien gehen auf die Solidarität der afroasiatischen Völker (Antikolonialismus, Anti-Imperialismus) und auf den Sozialismus als deren proklamierte neue Weltanschauung und Wirtschaftsordnung (möglichst ohne zuviel praktische Konsequenzen für die herrschende Schicht). Das machtpolitische Kräftespiel nötigt zur Anlehnung an den saturierten großen Nachbarn Sowjetunion zum Schutz gegen den expansionslustigen, revolutionsdräuenden großen Nachbarn China. Schließlich konkretisiert sich die „Erbfeindschaft“ des Hinduismus gegen den abtrünnigen Moslemstaat Pakistan im Streit um Kaschmir, um eine Art Elsaß-Lothringen also, dessen Erwerbung fragwürdig war, dessen Besitz mit allen Mitteln, auch kriegerischen, angefochten bleibt. Auch darum wieder: Anlehnung an Rußland, wie Anlehnung Pakistans an China.

Wenn Politik ein Schachspiel wäre, sähe das Brett so aus. Aber die zweite Dimension tritt hinzu. Indien hat eine Lösung für seine ökonomischen Probleme zu finden: die Bevölkerung wächst explosiv, das alte Agrarsystem funktioniert nicht mehr, Industrialisierung ist Trumpf. Die Wirtschaftshilfe beginnt zu spielen: als Konkurrenzkampf um einen künftigen Fünfhundert- oder Siebenhundert-Millionen-Markt, als humanitäres Entwicklungsrezept, aber auch als unmittelbar wirksames politisches Instrument. Das englische, das russische, das bundesdeutsche Stahlwerk wachsen nebeneinander empor. Zugleich stellt sich heraus, daß man von Stahl allein nicht leben kann. Die permanente Ernährungsfrage fordert ihrerseits, daß man sich nach Hilfe umtut. Die USA treten als Nothelfer auf und werfen Millionen Bushel Weizen in die Waagschale des politischen Einflusses. Das ist ein Teil des Gegengewichts gegen die vag sozialistischen und sowjetophilen Tendenzen: der Westen – als die Gesamtbezeichnung für bestimmte weltwirtschaftliche Funktionsweisen und Verflechtungen – ist nicht zu entbehren.

Allerdings: dieses Ringen um Einfluß findet genaugenommen nicht auf einer zweiten Bühne statt, sondern es vervielfältigt nur die Komplikationen des machtpolitischen Spiels. Dessen Regeln setzen die Akzente auch für das ökonomische Kräftespiel: man braucht zwar Hilfe – Waffenhilfe, Industrielhilfe, Agrarhilfe, Ernährungshilfe, Ausbildungshilfe – und nimmt sie, wo man sie kriegt; aber die Reaktionen – Verpflichtung, Gegenleistung, Dank – sind sorgfältig abgestuft. Der politischen Tendenz (oder Ideologie) zuliebe wird die Sowjethilfe großgedruckt, warm bedankt, ideell interpretiert. „Westliche“ Hilfe wird sozusagen wider Willen und besseres Gewissen akzeptiert, wird getadelt, wenn sie nicht ganz so ausfällt, wie man's erwartet hat, und gerne bagatellisiert.

Die Medien dieser Dosierung und Differenzierung sind gelegentlich direkt politisch: *Kommuniqués* und Interviews; meist findet sie im Bereich der öffentlichen Meinungsbildung, in Presse, Rundfunk, Fernsehen statt. Genaugenommen haben wir damit schon einen weiteren Schauplatz der Weltpolitik betreten: den der Propaganda, oder wie

man heute in Deutschland verschleiern sagt: der *Öffentlichkeitsarbeit*. Auch die öffentliche Meinung macht ja Politik – nicht nur in Wahlergebnissen, sondern auch in Sympathie- und Antipathie-Strömungen und -Kundgebungen, die sich bis zu Triumphzügen einerseits, zu Plünderung und Zerstörung andererseits steigern lassen. Nicht nur die tatsächliche Verteilung der Gewichte bestimmt die Politik, sondern auch ihre Spiegelung in der öffentlichen Meinung. Auch die Gefühle der Regierenden selbst sind anfällig, und es wäre naiv, in diesem weiten Reich der Imponderabilien nur an die massiven Mittel des Drucks, der Erpressung und der Bestechung zu glauben. Daß Indien sich in der Anerkennung amerikanischer Hilfe so reserviert zeigt, kann – bei aller Einsicht in die Motive – den USA nicht gleichgültig sein. Das Licht soll nicht unterm Scheffel verborgen sein, sondern voll auf die Fakten fallen. Dem USIS (United States Information Service) fällt diese Aufgabe zu. Es gibt auch andere Gegenmittel: die selbstlose Hilfe des Peace Corps soll den Nachweis liefern, daß nicht mehr der alte böse Onkel Sam des roten Lesebuchs das arme Indien wiederum unters Joch des Kolonialismus zwingen will, sondern daß die uneigennütigen, wahrhaft demokratischen Helfer aus der Welt des Westens kommen.

So weit, so gut. Daß die Presse ein politischer Faktor ist, daß Öffentlichkeitsarbeit sein muß wie Geheimdienst, leuchtet jedermann ein. Noch haben wir Sattlers Dritte Bühne nicht ins Auge gefaßt. Der Kausalzusammenhang ist noch eindeutig, immer noch bewegen wir uns auf dem soliden Boden der „Realpolitik“. Erst bei „Kultur“ fangen die Fragezeichen an, die Einwände und Vorbehalte alter Berufspolitiker, die an Dollars und Divisionen glauben, und die Sorgen der Haushaltsfachleute, hier könnten Millionen ohne kalkulierbaren und kontrollierbaren Effekt verschleudert werden. Hier setzen die endlosen Diskussionen darüber ein, ob Kammermusik nicht hoffnungslos abfalle gegen Staatszirkus und Massenchor, hier werden Ideologien über die Selbstdarstellung des deutschen Volkes entwickelt, die ihrerseits jeden marktschreierischen Publikumserfolg verdammen, und hier müssen die auswärtigen Kulturpolitiker (oder kulturellen Außenpolitiker) selbst sich wappnen, um ihre Sache, ihr Geschäft mit guten Argumenten zu vertreten.

Wir kehren zu unserem Musterbeispiel Indien zurück. Unter den politischen Tendenzen, die den neuen Staat kennzeichnen und leiten, wurde eine vorsorglich nicht genannt: der *Nationalismus*. Er ist tatsächlich die einzige Triebkraft, die der regionalen Zersplitterung und der landesweiten Lethargie entgegenwirken kann – bei allen Gefahren der Erhitzung, der Rhetorik, der Arroganz doch allein imstande, aus einem amorphen oder historisch erstarrten Konglomerat von Rassen, Kasten, Religionen, Sprachen, Traditionen ein funktionierendes Ganzes zu machen. Wie immer und überall, lebt der Nationalismus von der großen Vorzeit – denn die Gegenwart ist kümmerlich. Bei uns fing es mit den Nibelungen und Meister Erwin an (und endete mit Meister Eckhart und dem Bamberger Reiter). Bei den Indern ist es das religiös-philosophische Erbe, das die Brahmanen verwahren, damit eng verknüpft die Sage, in Epen wie dem Ramayana und dem Mahabharata niedergelegt, von der sich wiederum andere

Künste – Drama, Musik und Tanz – abgezweigt haben. Diese Traditionen dauern fort oder sind durch die nationale Rückbesinnung, das Streben nach nationaler Eigenpersönlichkeit neu belebt worden. In diesem Sinn ist heute die indische Nationalkultur ein Politikum ersten Grades. Der Weg zum Herzen der Inder führt über sie. Sie kennenzulernen, zu schätzen, zu fördern, zu ihrer Verbreitung in der Welt beizutragen, wird – wenn es von Nicht-Indern geschieht – dankbarer empfunden als das lebensnotwendige Getreide-Almosen, das der Staat genauso schnell kassiert wie der Bettler die Scheidemünze.

Aber damit ist es noch nicht getan. Die *nationale* Überlieferung wird gepflegt, zugleich aber der *internationale* Anschluß gesucht. Daß man in der Musik, im Theater, im Film, in den bildenden Künsten den Welt-Standard erreiche, ist wiederum eine Sache des nationalen Prestiges. Die Universitäten, die Schulen, die Zeitungen, der Rundfunk sollen und wollen damit wetteifern, oft mit unzureichenden Mitteln und unzureichenden Kenntnissen, aber immer mit rührendem Bemühen und Stolz auf das Erreichte. Der „Westen“ oder „Europa“, einerseits die Gegenwelt, gegen die das Nationale hervorgekehrt wird, bietet doch gleichzeitig das Modell, dem nachzueifern ist, und kann die Hilfe geben, derer man bedarf: Bildungshilfe, wie man heute diese Sparte der Entwicklungshilfe überschreibt – „Kulturhilfe“ wäre umfassender und deutlicher. Kulturhilfe aber ist wiederum ein Politikum, ein Mittel, Positionen zu besetzen, Einfluß zu gewinnen, Sympathie zu schaffen.

Quod erat demonstrandum. Wirklich? Wir haben nur an einem Modell demonstriert, und vielleicht bezeugen andere ganz andere Relationen. Wir werfen ein paar schnelle Seitenblicke auf andere Beispiele. Die *Sowjetunion* ist ihrer Verfassung nach eine Demokratie, nach ihrer Praxis ein totalitäres Regime. Ihr muß daran liegen, den Zwangscharakter des Systems abzuschwächen oder zu widerlegen. Die großzügig finanzierte Propaganda entledigt sich des Auftrags, indem sie am laufenden Band fröhliche, lachende, strahlende Gesichter von Müttern, Arbeitern, Schulkindern produziert. Aber auch die „Kultur“ wird eingesetzt: mit dem Bolschoi-Ballett, das nicht nur mustergültige Disziplin, sondern auch Farben- und Lebensfreude vortantzt, mit dem Staatszirkus und seinem so unwiderstehlich menschlichen Clown, mit chorsingenden Soldaten („böse Menschen haben keine Lieder“) und mit dem aufsässigen Dichter, dem zornigen jungen Mann, der ins Ausland reisend den sympathisierenden und den kritischen Intellektuellen nachweisen soll, wie frei man in Rußland ist.

Das ist als „kulturelle Außenpolitik“, als Einsatz von Instrumenten, ohne Zweifel wohlgedacht; im Fall Jewschtschenkos war es ein kalkuliertes Risiko. Daß er dann mit der Kultur ernst machte, nicht Tauwetter spielte, sondern selber schmolz, nach der Rückkehr erst wieder zur Raison gebracht werden mußte, steht auf einem anderen Blatt. Dürfen wir, an diesen Einzelfall anknüpfend, schon jetzt die Vermutung äußern, daß „Kultur“ nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit als Instrumentarium der Politik gebraucht werden kann wie Düsenjäger und Importbeschränkungen? Noch ein-drucksvoller ist das Beispiel *China*. Uns ist aus den Zeitungen bekannt, daß dort eine

„Kulturrevolution“ stattfindet, geradezu *die* große Kulturrevolution, ganz ohne Zweifel ein Ausfluß inländischer „Kulturpolitik“, aber keineswegs auf Jugend und Schulen beschränkt, sondern alle Lebensgebiete umwälzend, von der Religion bis zur Verkehrserziehung. Diese Bewegung ist gleichzeitig west-feindlich, sowjet-feindlich, traditionsfeindlich. Nach außen präsentiert sich die Neu-Kultur als Barbarei, als monomaner Fanatismus wie der frühe Islam. Daß damit alle Öffentlichkeitsarbeit, alle kulturelle Außenpolitik – zu der immerhin Ansätze da waren – durchkreuzt werden, wird leichten Herzens in Kauf genommen. Inder und Pakistani, mit dreijährigen Stipendien nach China eingeladen, um dort als Lektoren für Chinesisch ausgebildet zu werden, fanden sich plötzlich mit wirrem Kopf in ihren Heimatländern wieder, Opfer inländischer Kulturpolitik.

Nun last not least die *Bundesrepublik*. Wie die Sowjetunion an der Hypothek des Stalinismus (der wieder Sündenbock für vieles Frühere ist), so tragen wir an der Hitler-Hypothek. Jedermann draußen traut uns zu, daß wir tüchtig und töricht genug sind, es noch einmal zu versuchen. Die kommunistische Propaganda malt den deutschen Revanchismus und Militarismus wieder als Schreckgespenst an die Wand. Unsere kulturelle Außenpolitik muß das Alibi liefern. Der Nachweis ist wesentlich, daß wir wenigstens „westlich“ geworden sind, wenn schon nicht so „progressiv“, wie ein Teil der Weltmeinung es gerne sähe. Wir haben ein paar gute Argumente, denn die Schlacht um Brecht wurde gegen einen widerstrebenden Außenminister gewonnen, die bundesdeutsche Intelligenz präsentiert sich ohne Rest als kritisch, nonkonformistisch, antimilitaristisch, und die Gruppe 47 ist stark und laut genug, um die neonazistischen Fanfaren aus der Provinz noch zu übertönen. Wäre das nicht so, bliesen deutsche Dichter und Denker wieder in Siegfrieds Horn, die Große Allianz gegen uns wäre bald wiedergeboren.

Auch dieses deutsche Beispiel macht noch einmal deutlich, wie eng Innen und Außen im kulturellen Bereich miteinander verknüpft sind. Ganz undenkbar wäre es, Brecht draußen als deutschen Exportartikel zu präsentieren, ihn aber von den deutschen Bühnen zu verbannen. Gerade daß Brechts Ruhm im Ausland schon etabliert war, als man im Bundestag über ihn stritt, wirkte als kulturpolitischer Faktor wieder nach Deutschland hinein und half dem Votum derer, die für Freiheitlichkeit und Großzügigkeit eintraten, sich gegen den strikten Antikommunismus durchzusetzen.

Ins Ausland projizierte Kulturpolitik

Zu demonstrieren war: Kultur nicht als Reich des Geistes über den Wassern oder über den Wolken, sondern als Stück verändernder und veränderbarer Lebenswirklichkeit, als Raum und Faktor auch politischer, auch außenpolitischer Einwirkung. Nüchterne Weltbeobachtung lehrt, daß ihre Macht so allgegenwärtig ist wie die des Geldes, daß ihre Motive und Auswirkungen untrennbar eingeflochten sind in den Gesamt-

bereich des Geschehens wie Streben nach Reichtum oder Macht, wie Hunger oder Liebe. Insofern kann man sich ihrer zu politischen Zwecken bedienen, drinnen und draußen, mit Folgeerscheinungen jeweils nach draußen und drinnen. Kulturpolitik war es, wenn Napoleon den Schulen die Lektüre des Heldenklassikers Corneille verordnete, Kulturpolitik auch, wenn er dem großen ausländischen Dichter-Minister Herrn von Goethe durch ein Kolleg über den „Werther“ zu imponieren versuchte. Keineswegs politisch beabsichtigt, aber Folge solcher politischen Entscheidungen war es dagegen, daß die Emigrantin Madame de Staël das geistige Deutschland entdeckte und es, dem Kaiser zum Trotz, ihren Landsleuten und dem aufhorchenden Europa vorstellte – eine Tat, auch politisch folgenschwerer als der Sieg bei Jena und Auerstedt.

Man sieht: die Sache ist verzwickt. Sie ist eigentlich nur dialektisch zu fassen. Kultur ist ein politisches Mittel, aber in dem Augenblick, wo sich die Politik dieses Mittels bemächtigt, hört es leicht auf, eines zu sein. Um das indische Beispiel noch einmal anzuführen: Interesse für indische Kultur, um sich politisch Liebling zu machen, Bildungshilfe, um politische Pluspunkte zu verbuchen, würden sich schnell Lügen strafen. Gewiß sind Strategie und Taktik nie ganz auszuschließen, und es läßt sich durchaus der Fall denken, daß man serielle Musik verabscheut, ihre Vertreter aber zum Auftritt vor der Musik-Elite dieses oder jenes Landes auf Reisen schickt. Auch ist nicht zu übersehen, daß die bloß Kultur-Verliebten, etwa die Veda- und Yoga-Schwärmer, die Ästhetiker-Bruderschaft in aller Welt, die Italien- oder Irland- oder Israel-Romantiker, wiederum der Politik keine Hilfe zu leisten vermögen – wie jener litauische Geheimagent, den ich während des Krieges kennenlernte, der ein so leidenschaftlicher Briefmarkensammler war, daß er überall in Feindesland als solcher durchging und durchkam. Bloß brachte er keine Informationsbeute heim – nur Briefmarken.

Trotzdem bleibt der Satz bestehen, daß Kultur nicht zuerst ein Medium kultureller Außenpolitik ist, sondern Subjekt und Objekt eines eigenständigen kulturpolitischen Bereichs, ohne daß man Landesgrenzen auch als Begriffsgrenzen anzusehen hätte. Das Bezeichnungsdilemma, von dem wir ausgegangen sind, läßt sich darum am besten durch die Formel lösen: die beste kulturelle Außenpolitik ist aus dem eigenen Kulturbereich erwachsende, ins Ausland projizierte Kulturpolitik. Auch diese These möchte ich mit einem Beispiel belegen. Das Musterland wohlgeplanter, reich finanzierter, voll wirksamer kultureller Außenpolitik ist *Frankreich*. Aber so fing es keineswegs an. Zu Beginn war es nichts als das Streben nach einer französischen Nationalkultur, Abwehr spanischer und italienischer Einflüsse, der Wunsch, das Französische brauchbarer und geschmeidiger zu machen als das Latein. Mit Richelieu kam die Konzentrierung hinzu: die Académie Française war kein Privatklub, sondern eine staatlich geförderte Zentralstelle für die Reinheit und Klarheit der Sprache. Die nächste Stufe bestieg der Sonnenkönig, indem er Genies sammelte und in Versailles den glänzenden Rahmen für sie schuf. Keine kulturelle Außenpolitik war erforderlich, um dieses glanzvolle Modell zu exportieren. Es wurde Mode für Potentaten und Aristokraten, für Bürger und Gelehrte; kleine Versailles entstanden bis nach Preußen und Rußland hinein. Ich vermute,

daß diese ganze gewaltige Kulturexpansion die Franzosen keinen staatlichen Louisdor gekostet hat.

Die königliche Klassik blieb maßgebend, maßstabbildend auch für die Republik, die erste, zweite, dritte, vierte, für Napoleon den Ersten und den Dritten, für Pétain und de Gaulle. Was hinzukam, bis zur Nouvelle Vague und dem Nouveau Roman, wurde integriert. Das Werkzeug dazu ist heute wie früher vor allem die höhere Schule, das Lycée, das mit gründlichem Paukbetrieb das Modell „civilisation française“ einbleut, bis es in Fleisch und Blut übergeht – in Marseille oder Rouen, aber auch in Madagaskar und Oran. Auch hier entsprechen sich Innen- und Außenseite. Die französische Kultur, so könnte man es formulieren, ist beliebig präsentabel und transportabel. Mich selbst hat es immer gewundert, wie wenig Rücksicht auf Umstände, andere Voraussetzungen, andere Ansprüche in den französischen Lycées im Ausland genommen wurde; auch im Libanon fangen die kleinen Mädchen gleich welcher Herkunft bei den Franzosen mit den Fabeln Lafontaines – auswendig – an.

Zugespitzt könnte man sagen: Frankreich exportiert wie Filme und Parfüme auch Schulen und Lehrer, Sprache und Literatur. Die staatliche Förderung dabei ist freilich Politik, kulturelle Außenpolitik, betrieben von der „Direction Générale des Affaires Culturelles“ im französischen Außenministerium. Nicht erst de Gaulle weiß, welches Kapital damit dem Gesamtprestige Frankreichs als der großen Kulturnation zufließt, bei der man sich keiner häßlich-barbarischen Überraschungen mehr zu versehen hat. Aber er, der die rhetorisch-literarische Tradition Frankreichs so voll beherrscht und verkörpert, weiß es besonders gut. Er reist mit Kulturabkommen im Gepäck, er schickt den Außenminister höchstpersönlich zur Schuleinweihung nach Teheran – und die persische Kaiserin übernimmt das Patronat. Vor einem halben Jahr las man von der Gründung eines Hohen Komitees für die Ausbreitung der französischen Sprache; bald darauf wurde eine „Académie Latine“ neubegründet – für hervorragende Vertreter der romanischen Länder, von Bukarest bis Lima. So geht es weiter in unablässigem Bemühen. Die Zeit arbeitet zwar nicht mehr für Frankreich. Englisch ist die erste Welt-Vermittlungssprache geworden, amerikanisch der Lebensstil. Im sprachbewußten Frankreich selbst hat der streitbare Professor Etiemble das neue Misch-Idiom mit seinen angelsächsischen Brocken „franglais“ getauft. Auch sind die Entwicklungsländer, die breiten Massen allüberall einer literarisch geprägten Zivilisation nicht mehr so zugänglich wie einst die Gebildeten. Aber der Zauber des Modells bleibt doch bestehen: immer noch ist Französisch „feiner“ als Englisch, so wie vor zweitausend Jahren Griechisch „feiner“ war als die Sprache des weltbeherrschenden Rom.

Wo steht die Bundesrepublik?

Man wendet den Blick von dieser glänzenden, auch von politischem Sendungsbewußtsein erfüllten Nationalkultur nicht gern zum eigenen Land zurück. Unwillkürlich wird man in das deutsche Lamento verfallen: über unsere so gänzlich unintegrierte, sprich-

wörtlich unbewältigte Vergangenheit, in der wie Stehaufmännchen jeweils Karl der Große oder Widukind, Friedrich der Große oder Maria Theresia, der Turnvater Jahn oder Karl Marx, Mörike oder Büchner, Hans Carossa oder Bertolt Brecht auftreten und verschwinden, – und über unsere so gänzlich unkoordinierte kulturelle Gegenwart, die sich als Kultur-Föderalismus entschuldigt. Nein, es gibt in unserem Deutschland keine Kulturpolitik, sondern nur kulturpolitische Tendenzen. Es fehlt nicht an Richtlinien von Kultusministerien, an Empfehlungen von Gremien, an Sitzungen, Tagungen und gutem Willen, es fehlt vor allem nicht an kultureller Betriebsamkeit, an Foren, Rundgesprächen, Podiumsdiskussionen. Aber es gibt keine Möglichkeit, dieses Kultur-Gewimmel, diese lobenswerte Rührigkeit und Regsamkeit in Spitzen zusammenzufassen, repräsentativ zu machen, nach außen zu übersetzen. Noch ein Glück, daß sich wenigstens die Literaten zusammentaten – in einer originellen, un-deutsch lockeren Form, die im Ausland gefiel und die Gruppe 47 zu einer Art inoffizieller „deutscher Delegation“ machte.

Immer noch hängt uns die Etikettierung des alten Goethe an, daß wir als einzelne tüchtig, im ganzen aber miserabel seien – dies wiederum damals geäußert als Einsicht in eine mißlungene Integration. Die unglaubliche deutsche Renaissance von 1770 bis 1830 – diesen Gemeinschafts-Akt epochemachender Denker, Schriftsteller und Musiker –, wer nahm sie denn wahr, außer Madame de Staël, die es von außen sah? Goethe und Schiller wurden im 19. Jahrhundert auf Zitatensammlungen reduziert, Kant brauchte in deutschen Gymnasien nicht gelesen zu werden. Wer hat in Deutschland die enormen Wirkungen notiert, die nach draußen ausstrahlten, die Blüte der Universitäten, die bis zum ersten Weltkrieg und noch in den Weimarer Jahren geniale junge Ausländer nach Göttingen und Marburg, nach Heidelberg und Bonn, nach München und Berlin zog; wer die sich weitenden Wellenkreise um Schopenhauer und Hegel, um Nietzsche und Freud, um Husserl und Heidegger, aber auch so prosaische Fakten wie die Einführung des Deutschen als Fremdsprache in Japan oder Kanada, in Norwegen oder Niederländisch-Indien? Kolonien, Flotte, blitzende Wehr, Germans to the front – das erfüllte damals die Phantasie des Kaisers und seiner Bürger. Und als der Krieg verloren war, in dem es der feindlichen Propaganda gelang, uns mit den Hunnen zu identifizieren (die Stichworte hatte der Kaiser geliefert!), seufzte man dem Verlorenen nach, machte aus Versailles das Trauma der deutschen Seele und betrieb kulturelle Außenpolitik als Pflege deutscher Restposten im Ausland.

Nach dem zweiten verlorenen Krieg haben kritische Köpfe – Bruno E. Werner, Theodor Steltzer, Emil Preetorius – die Bildung eines „Deutschen Rates“ vorgeschlagen, einer Parallele zum „British Council“, der repräsentativen britischen Einrichtung für Kulturpolitik im Ausland. Es blieb beim Plan, so wie 1912, als der Historiker Karl Lamprecht in einer Rede „Über auswärtige Kulturpolitik“ Ähnliches gefordert hatte. Noch immer gilt weitgehend, was Steltzer 1958 in seiner Denkschrift ausführte: „Die Zuständigkeiten sind zersplittert. Die finanzielle Streuung auf eine Unzahl von Organisationen ist so groß, daß sich verschiedene Gesichtspunkte für die Beurteilung ein-

zelter Arbeitsvorhaben ergeben müssen. Die Organisationen selbst stehen nebeneinander und fast ausnahmslos ohne Beziehung miteinander. An manchen Stellen hat sich ein gefährlicher Organisationspartikularismus entwickelt. Es besteht keine Konzeption über die Aufgaben einer internationalen Kulturpolitik, keine Planung auf weite Sicht, keine Schwerpunktbildung.“ Es wäre höchst engstirnig und einseitig, dafür das Auswärtige Amt oder seine Kulturabteilung verantwortlich zu machen. Ihm fehlt ja – und wird trotz aller guten Vorsätze auch in Zukunft fehlen – das Partner-Ministerium für Erziehung und Unterricht, das Partner-Ministerium für Kultur. Dafür muß es sich das Ausland mit der Konkurrenz des Entwicklungsministeriums teilen. So weiß die rechte Hand nicht, was die linke tut; die Gewerbelehrer in den Entwicklungsländern z. B. werden nach anderen Kriterien bezahlt als die Volksschullehrer oder Studienräte, die das Auswärtige Amt vermittelt. Genauer gesagt: die es bei den Landesministerien ausleiht, ihnen ablistet; denn diese sind mehr am Deutschunterricht in Bad Kissingen und Kulmbach interessiert als an dem in Kuala Lumpur.

Auch die Verbände und Vereine sind weiterhin da, summarisch mit bestimmten Aufgaben betraut: Studentenaustausch, Professorenaustausch, Stipendien aller Art, Pflege deutscher Sprache im Ausland, Tourneen von Künstlern, Ausstellungen, Theater, Film und Buch. Die Kompetenzen sind im Lauf der Zeit besser abgegrenzt worden, aber doch mit dem gebührenden Respekt vor Eigenleben, mit Rücksichtnahme aufs Gewordene und Gewachsene, auf historische Verdienste und Gewohnheitsrechte. In der Musik etwa ist für größere Ensembles die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes zuständig, für mittlere das Goethe-Institut im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt, für Solisten und kleine Gruppen das Goethe-Institut allein, für Chöre schließlich der Musikrat. Der wiederum sähe sich gerne als allein zuständig, von der Sache her, wie man in solchen Fällen sagt, und schon ist das Scharmützel im vollen Gange.

Es wäre kummervoll, wenn nicht, wie schon der alte Goethe festgestellt hat, die einzelnen – auch die einzelne Stelle, die einzelne Organisation – so tüchtig wären. Überall wird gewerkelt und gewirkt, geschafft und geschaffen, und die Gesamtbilanz nimmt sich trotz allen Nebeneinanders und gelegentlichen Durcheinanders ganz stattlich aus. Dazu kommt, daß der alte Typus des seiner Behörde oder seinem Amt verschworenen Funktionärs, des knurrenden Ressort-Behüters, des eingefleischten Partikularisten allmählich durch ein jüngeres Geschlecht abgelöst wird, das allerlei englische Fremdbegriffe wie Team-Work und Matter-of-Fact-ness sich zu eigen macht und in die Tat umsetzt.

Aus diesem Geist wird die Zusammenarbeit leichter und lockerer, die Kompetenz verliert ihren Zwangscharakter. Arbeitsabsprachen erzielen schnellere Ergebnisse als umständlich einzuberufende Tagungen. Immer stärker setzt sich auch die Einsicht durch, daß man, um in einem regionalen Bereich bei getrennter Marschroute vereint schlagen zu können, zuerst gemeinsam planen muß. So bleibt der „Deutsche Rat“ zwar ein Fernziel, vielleicht eine Utopie, aber wenigstens die Notwendigkeit des Koordinierens drängt sich auf.

Akute Bedrohung

Bescheidene Hoffnungen – aber schon drohen sie zu welken. Da gespart werden muß, wird die Kulturpolitik im Inland und im Ausland daran glauben müssen. Wieviel ist die letztere dem neuen Außenminister, dem neuen Finanzminister und seinen Fachberatern, den Ausschüssen des Bundestags und den Koalitionsparteien wert? Daß der Gesamt-Etat des Goethe-Instituts nicht höher war als die Militärhilfe für Äthiopien, dieses Argument hat vor zwei Jahren seine Wirkung nicht verfehlt. Ob man in diesem Jahr auf irgendeine Kriegsmaschine verzichtet, um der Kulturpolitik im Ausland ihre Bewegungsfreiheit zu erhalten? Die Frage nach den Prioritäten wird unerbittlich gestellt – die Rhetorik kann ihr ausweichen, nicht der zusammenstreichende Rotstift. An ihren Etatkürzungen werdet ihr sie erkennen.

So seltsam es ist, die Welt interessiert sich dafür. Der neue Kanzler, ein vielseitig gebildeter Mann, muß es dulden, daß die Parallele zwischen seinem alten Parteiabzeichen und dem Neonazismus gezogen wird. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung berichtet in ihrer Neujahrsausgabe aus New York: „Ein Phänomen der gegenwärtigen Geiztheit gegen die Bundesrepublik ist das Hervortreten jener Professionals der anti-deutschen Propaganda, die, sonst eher obskure Namen, plötzlich den Rang von Deutschlandexperten erhalten . . . Das ‚World Journal Tribune‘ . . . ließ sich dieser Tage eine gehässige Serie über die Bundesrepublik unter dem Titel: ‚Im Schatten des Hakenkreuzes‘ schreiben . . . Das Erstaunliche und Bedenkliche dabei ist weniger das gute Funktionieren der Ost-Berliner Postverbindung als die Tatsache, daß derartig undiskutable Prosa ihren Weg in die Redaktionen respektabler Zeitungen findet.“

Erstaunlich und bedenklich gewiß. Auch ärgerlich in seiner Vergrößerung und Verzerrung. Auch zweifelhaft in seinem Ursprung, oder vielmehr nicht zweifelhaft, sondern klar erkennbar, als das immer wieder eingehämmerte Lied der östlichen Propagandawalze. Aber vergessen wir nicht: die Stichworte werden aus Westdeutschland selbst geliefert, so wie einst das Hunnenmotiv vom pubertär-pathetischen Kaiser. Gewiß gibt es auch Gegenstimmen, Sympathiekundgebungen. Hannah Arendt und Hermann Kesten setzten ihren Fuß ins Goethe House. Aber alle lauschen sie gespannt, ob die alten Töne wieder aufklingen, ob man den Nationalismus wieder einmal nicht gar so schlimm findet – jede anständige Demokratie hat doch den ihren. Wir putzen unsere Kultur-Schaufenster und stellen Brecht und Tucholski hinein, wir stehen mit Graß und Enzensberger, mit Augstein und Bloch auf gutem Fuß. Niemand vermutet, daß wir sie als trojanische Pferde benutzen – den guten Glauben billigt man Kulturreferenten und Institutsleitern, Schuldirektoren und Orchesterdirigenten gerne zu. Trotzdem . . .

De Gaulle hat seine Atombombe, seine force de frappe, seinen altfranzösischen Nationalismus – aber niemand versieht sich bei ihm eines Bösen. Sollte das vielleicht daran liegen, daß seine Politik wirklich Kultur-Politik ist, getragen vom missionarischen Bewußtsein dessen, was die civilisation française war und ist? Es ist schon so: kulturelle Außen- oder auswärtige Kultur-Politik, wie immer man sie nennen mag, ist auf Pro-

jektion der eigenen, eigenständigen Kultur nach draußen angewiesen. Wo nichts ist, hat sie ihr Recht verloren. Die Propagandamaschine der Nazis drehte sich im Leeren, als sie nur noch Blunck und Johst anzubieten hatte. Sollten unsere Universitäten oder unsere großen Firmen eines Tages nicht mehr konkurrenzfähig sein, wird sich niemand mehr bemüßigt fühlen, Deutsch zu lernen. Kontakte sind künstlich, wenn sie nicht auf geistiger Anziehungskraft beruhen.

Die Welt ist voll vom Lärm der Propaganda, und es ist nicht zu leugnen, daß diese ihre Wirkung nicht nur beim Verkauf von Waschmitteln, sondern auch beim Absatz von Ideologien tut. Es liegt nahe, die Arbeit mit der Kultur als eine feinere, unaufdringlichere Spielart davon anzusehen. Große Zuversicht gehört dazu, von einer Kulturpolitik, die uneigennützig Kontakte herstellt, Sympathien pflegt, Austausch ermöglicht, dauerhafte politische Wirkungen zu erwarten. Wollen wir es – nach 1918 und nach 1945 – nicht doch damit versuchen?